

AG 7

Neue Männerhilfen braucht das Land!

Männliche Wohnungslosigkeit sehen – eine scheinbare Selbstverständlichkeit

Die Situation von wohnungslosen Männern im Kontext der kritischen Männerforschung

Kommentar aus stationärer Sicht

Referent: Alfred Loschen

Das Leben in stationären Einrichtungen klassischer Art ist geprägt durch das gemeinsame Wohnen mit anderen Männern, die in gleichen oder vergleichbaren Lebensverhältnissen gelebt haben und nun diese auf Zeit gemeinsam erleben.

Sie sind in diesen Lebensbezügen nicht freiwillig zusammengekommen, sondern die Not hat sie zusammengebracht. Die Motive zum Leben im Heim sind sehr unterschiedlich und die Hilfeangebote werden je nach individueller psychischer Möglichkeiten in Anspruch genommen. Entweder sie haben persönliche Beziehungen zu Sozialarbeiterinnen oder Sozialarbeitern, deren Hilfeangebote mit ihren eigenen Wünschen und Möglichkeiten kompatibel machen können oder sie haben sich auf Zeit mit den äußeren Bedingungen (Tagesstruktur, Hilfeangebote im Bereich Arbeit oder Tagesstrukturmaßnahmen sowie Freizeitmaßnahmen) eingerichtet. Einige suchen nach kurzer Zeit ihre Hoffnungen und Wünsche woanders und gehen einfach wieder weg. Manche schaffen es, ihren männlichen Habitus vor allem gegenüber den Frauen (Sozialarbeiterinnen oder Servicepersonal) einzusetzen und erreichen die Anerkennung und Zuneigung durch Freundlichkeit oder durch bestimmendes Auftreten, wobei letzteres nur positive Erfolge zeitigt, wenn sie dabei faire Gegenleistungen erbringen.

Es gibt eigentlich keine Ergebnisse in dem Forschungsbericht über Männer, die spezifisch in der Wohnungslosigkeit begründet sind. Sie verhalten sich, wie Männer sich eben verhalten aber die äußeren Bedingungen und die damit einhergehenden psychischen Konstellationen prägen natürlich die Lebenslagen und die Chancen, diese zu verändern.

Die individuelle, subjektive Bedeutung ihrer Lebenslage spielt sicher eine große Rolle. Ich selber bin einmal der Frage nachgegangen, wie ich in verschiedensten Lebenssituationen reagiert und agiert habe. Dabei fand ich einiges wieder, was in dem Forschungsteil als Erkenntnis wiedergegeben wurde. Z. B. Taktik: Ich habe mich in Krisen auch taktisch verhalten, um bestimmte Ziele zu erreichen oder bestimmten Beziehungen aus dem Weg zu gehen um mein Ziel nicht zu gefährden oder andere wiederum zum eigenen Nutzen aufrecht zu erhalten. Im Gegensatz zu den Bewohnern hatte ich es jedoch leichter, weil ich ein geregelteres Einkommen hatte und nicht auf antragsbegründende Sozialgelder angewiesen war.

Es gibt bei allen Ausprägungen des Verhaltens auch in stationären Einrichtungen:

- resignative Deutungen

- illusionäre Sichtweisen
- Orientierung an Berufsarbeit und die entsprechende Enttäuschung, wenn es für den erlernten Beruf keine Angebote gibt

Die Anpassung an die materiellen Verhältnisse im Heim führen zur Reduzierung der Erwartungen. Hier die Kraft aufzubringen, etwas zu ändern, scheitert oft an den objektiven Bedingungen. Darin unterscheidet sich dieses Leben eigentlich nicht von dem sog. „Normalen“.

Es gibt nur einen Grund, sein Leben zu ändern; du hältst es einfach nicht mehr aus. Habe ich einmal auf einer Postkarte gelesen. Das trifft für alle Menschen zu und nicht nur für Männer auch nicht nur für wohnungslose Menschen.

Richtig ist, dass die wenig belastbaren sozialen Netze in stationärer Enge, Menge und Gedränge nur sehr bedingt die Änderungswünsche und Hoffnungen befriedigen können.

Ob diese sozialen Institutionen die soziale Kompetenz beeinträchtigt, vermag ich nicht zu sagen. Öfter haben wir gehört, dass Männer, die entweder in Wohnungen (durch die Nachgehende Hilfe) vermittelt worden sind oder in andere Städte in die Ambulante Beratung mit eigener Wohnung gekommen sind, völlig andere soziale Kompetenzen gezeigt haben und damit gut zurecht gekommen sind. Soziale Beziehungen sind, - wie für jeden Menschen – immer auch von denen abhängig, mit denen diese Beziehungen aufgebaut worden sind oder in die man neu hineinkommt. Das ist aber auch nicht signifikant für Wohnungslose oder wohnungslose Männer.

Thema **Gesundheit:**

Wenn wir hier auf der Tagung eine Umfrage speziell unter Männern machen würden, wie wir mit dem Thema Gesundheit umgehen, glaube ich, wir würden ähnliche Ergebnisse herausbekommen wie in der Wohnungslosenszene. Wer – speziell Männer – will schon immer wahrhaben, dass er rechtzeitig zum Arzt gehen wird, vor allem, wenn die Symptome nicht eindeutig zuzuordnen sind. Angst vor Karriere, keine Schwächen zeigen wollen usw. sind uns nicht fremd.

Erkenntnisse zum Thema **Gewalt** sind auch sehr unterschiedlich zuzuordnen. Die Frage ist doch, wie man mit der Gewalterfahrung fertig geworden ist. Danach richtet sich dann individuell die Einschätzung, ob man sich als Opfer zurückzieht oder die Gewalt als milieutypisch und normadäquates Verhalten einstuft oder dem durch Weggang aus der Einrichtung aus dem Wege geht.

Sicher ist die Frage nach der **Macht**, der **Autonomie**, des **Selbstmitleids** ausschlaggebend für das weitere Verhalten in der Institution. Die individuelle Handlungsfähigkeit je nach Empfindlichkeit der Person wird den Umgang mit diesen Eigenschaften bestimmen.

Es gibt eben auch Männer, die es schaffen, alle Ressourcen der Hilfesysteme zu nutzen. Ebenso wie es welche gibt, die nicht genutzte Ressourcen als eigene Handlungsautonomie rechtfertigen oder illusionäre Verstellungen vom eigenen Status pflegen.

Es bleibt eine der richtigen Erkenntnisse, dass die Annahme der Hilfen zu Veränderungen führt und positive Veränderungen die Persönlichkeit stabilisieren. Das ist bei

allen Menschen so. Weshalb soll es bei den Männern aus prekären Lebenslagen nicht auch der Fall sein.

Dass das „Angewiesensein auf Hilfe“ das männlichkeitskonstitutive Handeln beeinflusst, ist unter Männern im allgemeinen schon bekannt und speziell bei dem Angewiesensein auf Hilfe in gebündelten prekären Lebenslagen wie keine Arbeit, kein Einkommen, keine beruflichen Chancen, keine fördernde Beziehungen und gesundheitliche Einschränkungen, verstärkt vorzufinden.

Richtig ist, dass Behörden diese Barrikaden kaum überwinden können, ambulante Hilfen schon eher. Am besten können die persönlichen Betreuungen helfen, wenn sie soviel Vertrauen aufbauen, dass manche Männer den Betreuenden Personen einen Teil ihrer Entscheidungsbefugnisse delegieren, dabei subjektiv autonom handeln und ihre „Männlichkeit“ dabei nicht aufgeben müssen.

Ich füge der sicher sehr guten Analyse des Forschungsteil die Erkenntnis zu, dass jeder Mensch auch jeder Mann, Liebe, Vertrauen, Zuneigung und Hoffnung braucht. Der Glauben an eine neue Zukunft wird um so größer, je objektiver die tatsächlichen Veränderungen eingetreten sind.

- / -